

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 19 (1933)
Heft: 43

Artikel: Im Walde
Autor: Bavier, B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-538502>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich aus entdeckt, dass man mit dem Material auch noch etwas *anderes* machen kann. Man spricht von *sensitiven Momenten*, die der Lehrer auszunutzen habe, um das Kind nun auf eine neue, höhere Arbeitsstufe zu heben. Dass ein Kind, das auf diese Weise schon allerlei gelernt hat, ohne zu wissen wie — in den Montessorischulen entdeckt man eines Tages, dass man lesen kann — nachher in den ersten Volksschuljahren nicht *wesentlich* anders unterrichtet werden darf, ist selbstverständlich. Darum streben die Montessori-Kindergärten alle darnach, in das schulpflichtige Alter hineinzureichen. Aber auch wo das nicht der Fall ist, soll, wie *Gaudig* sich ausdrückt, in der Grundschule die *Pfadfinderstimmung* erhalten bleiben. Alles soll eingestellt sein auf Natürlichkeit, auf Lockerung der Sprechlust durch Weckung des Vertrauens.

Wieviel *Arbeit* die Volksschule *hier* noch zu leisten hat, weiss jeder, der einmal auf der Wanderung ein Dorfkind nach dem Weg zum nächsten Dorfe gefragt hat. Wir gewinnen wieder Verständnis dafür, dass es richtig ist, die Kinder ruhig ihren Dialekt sprechen zu lassen, wenn sie etwas zu sagen haben, was sie nicht ins Schriftdeutsche „übersetzen“ können. Für reichlichen Wechsel zwischen verschiedenen Arbeitsarten und Arbeitsstoffen muss gesorgt werden, weil die Aufmerksamkeit auf *ein* Gebiet beim Kinde sehr schnell erlahmt; sie reicht ja bei Erwachsenen auch nicht über 40 Minuten hinaus.

Erfreulich ist die grosse Bedeutung, die dem *Märchen* im ersten Schuljahr eingeräumt wird, ist doch die Welt des Märchens so nahe verwandt mit der Welt, in der das Kind noch lebt: mit diesem Gleichsetzen von Wunder und Wirklichkeit, der Ahnungslosigkeit von sozialen Unterschieden, dem Handeln aus Instinkt und Affekt. Und wenn man gar das Gehörte und Erzählte bisweilen auch *mimisch* darstellen lässt und so seinem natürlichen Bewegungs- und Nachahmungsdrang entgegenkommt, wenn man überhaupt auch dem *Spiel* seinen verdienten Platz in der Schule einräumt, wird die Schule dann nicht notwendig zum Ort der Freude für Lehrer und Kinder?

Das Märchenalter ist auch das Alter, das die grösste Freude am Zeichnen hat. Diese Freude hält an bis etwa zum 12. Jahre, wie auch die Lust am körperlichen Formen aus Ton. Das hört auf, wenn die kindliche Naivität den eigenen Schöpfungen gegenüber schwindet. Aber bis dahin kann die Schule es ausnutzen und tut es z. B., indem sie die Kleinen ihre Märchen und Aufsätzchen illustrieren lässt.

Mit dem 7. Lebensjahre beginnt das Interesse für die Wunderwelt abzuflauen, und das Kind wendet sich mehr dem wirklichen Leben zu. Man hat die Zeit vom 7. bis zum 12. Lebensjahre die *Robinsonperiode* genannt, weil Reisebeschreibungen und Abenteuergeschichten jetzt besonders beliebt sind. Auf der nächsten Entwicklungsstufe, von 12—15, tritt an deren Stelle dann die Vorliebe für *Balladen* und *Dramen*. Am Beginn dieser Altersstufe, also vor den eigentlichen Entwicklungsjahren, vollzieht sich ein merkwürdiger Vorgang, der etwas an sich hat, was mit dem Trotz der ersten Kinderjahre verwandt ist, und den man deshalb bezeichnet hat als die *negative Phase*. Was wir darüber wissen, verdanken wir im wesentlichen den

Untersuchungen, die *Hildegard Hetzer* an dem von *Ch. Bühler* geleiteten Wiener Institut für pädagogische Psychologie angestellt hat. Bei vielen Kindern ruft die negative Phase — sie liegt bei Knaben 1 bis 2 Jahre später als bei Mädchen — eine grosse Veränderung im geistigen, oft auch im sozialen Verhalten hervor. Das vorher produktive Kind wird passiv und uninteressiert, so ganz von der Stimmung beherrscht: „Lass mich in Ruh!“

Von der mit dieser Einstellung verbundenen äusseren Rauheit der „Flegeljahre“ hat man immer gewusst, weil man sie immer erfahren hat. Aber die damit verbundenen geistigen Schwierigkeiten hat man meist als „Faulheit“ betrachtet.

Kennzeichnend für dieses Alter ist ferner die ausserordentliche Leichtigkeit, mit der man sich von schlechten Elementen beeinflussen lässt. Wenn man daran denkt, möchte man wünschen, dass die Volksschulpflicht mindestens auf ein Jahr verlängert würde. Sie könnte ja, um nicht kostspieliger zu werden, ein Jahr später beginnen. Bei der heutigen Regelung werden die Kinder der breiten Volksmassen gerade in diesem der Verführung so zugänglichen Alter in den Wirtschaftsprozess eingeschaltet und den oft so verhängnisvollen Einflüssen erwachsener Umgebung auf der Arbeitsstätte preisgegeben.

Für Erziehung und Unterricht ist die negative Phase eine Zeit, die nicht gerade leichte Anforderungen stellt. Auch die Beurteilung der Begabung ist in dieser kritischen Zeit schwer.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Walde

Von B. Bavier.

Zum Aufsatzwettbewerb des Schweizerwöcherverbandes, der die Lehrerschaft des ganzen Landes eingeladen hat, die Schüler in das volkswirtschaftlich so bedeutsame Gebiet der Waldwirtschaft und der modernen Holzverwertung einzuführen.

Der Wald ist uns Selbstverständlichkeit. Er war immer da und wird immer da sein. So selbstverständlich ist sein Dasein für uns, wie das von Berg und Tal, Fluss und See. Kaum ein Talhang, den er nicht kleidet, kaum ein Berg, dessen Fuss er nicht umhüllt, selten ein Wasser, in dem er sich nicht spiegelt, keine Linie am Horizont unseres Hügellandes, die sein zackiges Profil nicht unterbricht und belebt. Kätzchengeschmückte Weiden an der springenden Quelle, trotzig Arven und lichte Lärchen am Rande des Gletschers, goldlaubige Buchen und schwarzgrüne Tannen an allen Hängen — das gehört ja zum Antlitz unserer Heimat, in unser Leben hinein, wie eine Notwendigkeit.

Ist wohl jemand, der sich einmal im lieben langen Jahr darauf besinnt, was unser Land wäre ohne seinen Wald? Ohne diesen Wald, der beinahe einen Viertel seiner gesamten Fläche bedeckt? Kahler wäre es, eintöniger, weniger bunt und froh. Gewiss, aber nicht nur das: ärmer auch und seine Talgründe den entfesselten Naturgewalten preisgegeben, seine Bergtäler schwächer besiedelt, ja viele davon gänzlich unbewohnbar. Der Wald ist es ja, der die Heimstätten des Bergbewohners vor der Gewalt des als Lawine zu Tal fahrenden Schnees schützt. Er ist es, der das Erdreich an allen Steilhängen festhält, damit es nicht weggeschwemmt werde. Sein lockerer Boden nimmt Schmelzwasser und Regengüsse in sich auf, speichert sie

und speist mit ihnen die sprudelnden Quellen allerorten. In wilder Hast würden diese Wasser sonst über einen gehärteten Boden zur Tiefe eilen, alle Rinnale in tobende Wildwasser wandeln und weit unten im Tale die Flüsse über die Dämme treten und das Land verwüsten lassen. Das Kronendach des Waldes ist es, das die rauen Winde bricht, die schroffen Schwankungen von Hitze und Frost, durch Sommer und Winter, Tag und Nacht mildert und so das Land wohnlich erhält.

All das vermöchte freilich auch der Urwald, in welchem die alten Stämme am Boden modern und in dem nie die Axt erklingt. Doch der Urwald ist selten geworden in unserem Lande. So selten, dass man schon die weite Reise in den schweizerischen Nationalpark nicht scheuen darf, will man ihn in seiner ganzen stolzen Pracht bewundern. Aber was da sonst in allen unsern Wäldern Jahr um Jahr an Holz heranwächst, das soll ja nicht vermodern. Nein, das soll nutzbar gemacht werden und nicht im Spiel von Aufbau und Zerfall in den ewigen Kreislauf der Materie eintreten, sondern den befruchtenden Kreislauf unserer Volkswirtschaft nähren.

Zahllose Gemeinden unseres Landes vermöchten ihre öffentlichen Pflichten — Schul-, Strassen-, Fürsorge-lasten usw. — überhaupt nicht zu erfüllen, würden nicht die Erträge des Waldes den Rückgrat ihrer Finanzwirtschaft bilden. So tragen denn lange Eisenbahnzüge und schwere Lastwagen jährlich ganz gewaltige Holzmengen, verstärkt durch den ununterbrochenen Strom der Einfuhr, aus den walddreichen Gebieten in die dichtbevölkerten und industriereichen Gegenden des Mittellandes. Viel Holz aber bleibt zurück. Wie sollte sonst wohl die Bevölkerung entlegener Alpentäler bauen, heizen, kurz wohnen und arbeiten, stünde ihr nicht der Wald zur Deckung wichtigster und unentbehrlichster Lebensbedürfnisse zur Verfügung? Es braucht doch schwerlich Krisenzeiten, wie wir sie gegenwärtig durchzumachen haben, um uns zu zeigen, was Arbeit und Arbeitsverdienst bedeutet! Der Wald schafft beides. Nicht nur in Industrieorten, wo zahlreiche Arbeitslose mit Wege- und Strassenbauten im Walde beschäftigt werden, mehr noch in Gegenden, wo anderer Arbeitsverdienst ohnedies spärlich ist oder ganz fehlt und die Arbeitsquelle des Waldes gerade dann zu fliessen beginnt, wenn die Arbeitsruhe in der Landwirtschaft einsetzt. Es gibt Länder in Europa, die ausgedehnteste Aufforstungen nur deshalb ausführten, weil ohne den ergänzenden Verdienst, den der Wald schafft, die Landwirtschaft gar nicht lebensfähig wäre.

Hilfe für die Gebirgsbevölkerung ist heute als nationale Pflicht erkannt. Vom Walde spricht man dabei nicht allzuviel. Wohl eben gerade deshalb, weil sein Dasein und seine Rolle im Landeshaushalt als selbstverständlich empfunden werden. Allein, ohne die Mitwirkung des Waldes überstiege die Hilfeleistung für unsere Gebirgsbevölkerung bei weitem unsere Kräfte. Was der Wald bescheiden erhält und zeugt, wäre nur durch geradezu gigantische Anstrengungen und auch dann nur völlig unzulänglich zu ersetzen.

Seine Doppelrolle, gleichzeitig Schutzwald und Nutzwald zu sein, vermag der unter Säge und Axt stehende Wald nur bei denkbar sorgfältigster Pflege zu erfüllen. Waldpflege aber bedeutet Walderziehung und diese Erziehung befasst sich keineswegs etwa ganz summarisch mit der grossen Menge, mit dem Waldbestand als Gesamtheit aller seiner unzählbaren Bäume, vielmehr mit dem Einzelstamm, der — jeder für sich — zu einem Baume von höchstem Werte herangezogen werden muss. Uebrigens, es ist ja eigentlich gar nicht richtig von „unzählbaren“ Bäumen zu sprechen. Im Gegenteil, sie alle werden gezählt, ja sogar Stamm für Stamm gemessen. Das

Bauminventar füllt Bücher und gibt uns, periodisch aufgenommen, den als Richtlinie unserer erzieherischen Massnahmen ganz unentbehrlichen Einblick in das Wachstum des Waldes und aller seiner Glieder.

Neues Denken, im Zeitalter der „reinen Sachlichkeit“, Entwicklung der Technik, bewundernswürdig und gross, Wandlung der Mode, vergänglich, unstet und launisch, — all das hat mitgewirkt, um heute auf dem Gebiete des Bauens und Wohnens, ja des täglichen Lebens, das Holz aus ihm bisher vollkommen gesichert scheinenden Positionen zu verdrängen und es häufig genug durch landesfremde Stoffe, über deren Mängel eine von grossen Mitteln gespeiste Reklame hinwegtäuschen muss, zu ersetzen. Allerdings, man kann wohl der Holzverarbeitung den Vorwurf nicht völlig ersparen, in ihrer Technik der modernen Zeit und ihren gewandelten Ansprüchen manches schuldig geblieben zu sein. Sie wird vieles nachzuholen haben. Aber zu verzweifeln braucht sie deshalb sicherlich nicht, verfügt sie doch über einen Rohstoff, so unendlich anpassungsfähig, mit so einzigartigen Vorzügen ausgestattet, wie kein anderer. Sie braucht diese Anpassungsfähigkeit nur richtig auszunützen, die vielen Vorzüge gewissermassen neu zu entdecken, um dem Holz wieder manchen verlorenen Posten zurückzuerobieren.

Hätten wir diese Gewissheit nicht, uns müsste bange werden um unsern Wald und seine Zukunft und die Furcht vor den unabsehbaren wirtschaftlichen und kulturellen Folgen einer Entwertung des kostbaren Gutes unserer Wälder müsste uns niederdrücken. Wenn jedoch die Einsicht in die Bedeutung und die Wohlfahrtswirkungen des Waldes in unserem Volke lebendig bleibt, und es seine Liebe zum Walde auch in wirtschaftliches Denken und Handeln umsetzt, wird das Wort immer stärkere Geltung erhalten: Den Wald zu pflegen, bringt Allen Segen!

Die Delegiertenversammlung in Zürich

Ein Nachtrag.

Im Berichte über die Delegierten-Versammlung des Kath. Lehrervereins der Schweiz, die am 28. September stattfand und einen erfreulich anregenden Verlauf nahm, ist am Schlusse aus Versehen ein Passus weggeblieben, den wir hiemit gerne nachholen.

In der allgemeinen Umfrage brachte Hr. Theod. Allenspach, Lehrer, Bütschwil, Präsident der neuen Sektion Toggenburg, folgenden Antrag ein: „Das Zentralkomitee des Katholischen Lehrervereins der Schweiz ist beauftragt, bei den zuständigen Stellen dahin zu wirken, dass die *Biblische Geschichte* unter Kürzung des Alten Testaments *kindertümlich* umgeschrieben werde.“ Dieser Antrag wurde gutgeheissen und vom Vorsitzenden zur Erledigung entgegengenommen. Bei der Antragsbegründung wurde geltend gemacht, dass das Alte Testament mit seinen vielfach sehr abstrakt gehaltenen Erzählungen über das geistige Niveau unserer Kinder da und dort hinweggehe und diesen deshalb nur wenig seelisch-sittliche Befruchtung bringe. Dem Aufwand an Zeit und Mühe bei der Behandlung des alttestamentlichen Stoffes im heutigen Umfang entspreche der hieraus resultierende Nutzen in keiner Weise. Das Alte Testament sollte deshalb zugunsten des Neuen gekürzt und die Anlage und textliche Gestaltung der Kinderbibel dem Fassungsvermögen u. Verständnis der Schüler besser angepasst werden. In der Diskussion wurde angeregt, man möchte im Bibelunterricht den prächtigen Gestalten vieler Heiliger vermehrte Aufmerksamkeit schenken, was vorteilhafter sein müsste, als die Behandlung gewisser sehr schwer verständlicher alte-